

# Deutsche Jugendbücherei

Herausgegeben von den Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüssen  
für Jugendschriften.

## Die Fluten kommen!

---

### Zwei Seegeschichten

von

Holger Drachmann

und

Johannes Wilda.

---

[1910]

Nr. 38.

Sermann Hillger Verlag, Berlin W9 und Leipzig.

4916A

5



Mit gütiger Erlaubnis des Verlags Albert Langen-München  
den Seegeschichten „In Sturm und Stille“ entnommen.

## Sturmflut.

Von Holger Drachmann.

Es wehte bereits eine ganz gehörige Brise, als wir am Vormittag drüben vor Bornholm lagen. Wir mußten Klettern und ein Segel nach dem andern einziehen. Die See wurde immer aufgeregter, und kalt war es; wenn die Wellen brachen und wir Wasser einnahmen, so kam's vor, daß uns Eisstücke zwischen die Finger gerieten. — „Du, Hans, weißt du noch, was der Kapitän sagte, als ich auf Deck ausglitt und nach Lee hinunterfiel, wo ich auf ein Haar über Bord gespült worden wär'?" —

Der Sprecher war ein junger Seemann, mit dem ich in einer Schenke auf dem südlichen Falster zusammengetroffen war. Der mit Hans Angeredete war ein älterer Bursche, gleichfalls ein zum nassen Element Gehöriger. Beide waren an Bord desselben Schiffes gefahren; der Jüngere als Steuermann, der andere als Zimmermann. Das Schiff hatte Schiffbruch erlitten, und die ganze Besatzung, bis auf die zwei, war verschwunden. Die beiden waren an verschiedenen Stellen aufs Land gekommen und hatten sich jetzt zu ihrer Freude und Verwunderung hier wiedergefunden.

Ihre Mitteilungen von dem Sturme, dem Schiffbruch, von ihrer Errettung und zugleich, namentlich was den Jüngern betraf, von den Erlebnissen, die sich weiterhin daran knüpften, hörte ich aufmerksam mit an, und man erlaubte mir, das Gehörte später niederzuschreiben; natürlich mußte ich mich verpflichten, die Personen und Verhältnisse so unperzönlich wie möglich zu behandeln.

Bei der Frage des Steuermanns lächelte der Ältere auf eine ihm eigentümliche grimmiige Art, setzte sein Glas Grog an den

Mund, nahm einen ordentlichen Schluck und antwortete dann, indem er seinen breiten, teerigen, schwieligen Zeigefinger in den Pfeisentopf stieß: „Der Kapitän? Ja, er meinte ja, Sie brauchten sich nicht so zu sputen mit dem Aber-Bord-kommen. Wenn die See nicht bald ein ander Gesicht aufsetzte, sagte er, nachher müßten wir früh genug den Weg gehen.“

„Ja, und die dachte nicht dran“, fuhr der Jüngere zu mir gewendet fort, „Sie setzte nicht nur kein ander Gesicht auf, sondern stürmte weiter unter immer heftigerem Ostnordost, und gegen Nachmittag hatten wir einen Höllensturm, um nicht zu sagen Orkan, auf dem Halse. — Das geht niemals gut, dachte ich, und dem Kapitän sah ich's an, daß er daselbe dachte. Aber natürlich sagten wir nichts. Unser Schiff taugte was, vielleicht war's eins von den besten, die es zu der Zeit in der Ostsee gab. Aber was half das? Wir stampften in See mit dichtgeresttem Fock und Sturmstagesegel. Wie wollten wir vorwärtskommen bei dem hohen Seegang und mit unsern paar Fegen! Und da begann ich im Ernst daran zu denken, daß das Ganze irgendwo an der Küste von Seeland sein Ende nehmen müsse.“

Wie die Dinge nun so lagen, da krieche ich das Deck entlang zu Hans hin, der gerade vorn etwas zu tun hatte. Jede einzelne See wusch über uns weg, und wir mußten uns gut festhalten, um nicht nach Lee hinunterzuschlagen. Jetzt stellte sich auch Schneegestöber ein; das Focksegel wurde mürbe und zerriß den Augenblick drauf mit einem Knall. — Das da ist nicht schön, sage ich zu Hans. Wo, meinst du, könnten wir ungefähr sein? Ich für mein Teil möchte fast annehmen, daß wir ein Stück in die Prästöbucht hineingeraten sind; aber bei dem verfluchten Gestöber läßt sich's ja nicht unterscheiden. — Du irrst dich ganz gewaltig, sagt Hans darauf, wir sind eher auf der andern Seite von Møen. Wir haben gehörige Abtrift nach Süden gehabt in den letzten paar Stunden, und wenn's so weiter geht, so werden wir wohl irgendwo an der Spitze von Falster an Land kommen — wenn das da überhaupt gut ablaufen sollte. — Möcht es doch hoffen, war meine Antwort.

Und dann fang ich an, dem Hans von Falster zu erzählen und davon, daß da drüben südlich von Nytköbing ein Mädelchen wohne, mit dem ich im letzten Winter bei meinem Onkel in Kopenhagen zusammengetroffen war. Ich hätte nicht übel Lust, ihr bei der Gelegenheit Guten Tag zu sagen, meinte ich; und so hätten wir unsern Schwaz zusammen, und Hans, der ja ein alter Seemann war und schon ein paarmal einen Schiffsbruch erlebt hatte, belehrte mich, wie man sich schlimmstenfalls verhalten müsse, wenn wir uns wirklich, worauf ja übrigens alles hindeutete, gezwungen sehn sollten, die Schute an Land zu setzen.

Daß es uns anders ergehen könne, daran dachten wir in diesem Augenblick nicht, und die Hälfte von dem, was wir da miteinander plauderten, war ja sicherlich Scherz. Auf einmal hör ich den Kapitän nach mir rufen. Ich laufe nach hinten und seh ihn mit dem Fernglas vor dem Auge dastehn und nach etwas vorne dwars in Luv auspähen. — Das Satansschlingern, ruft er; man kann das Glas nicht ruhig halten. Können Sie da vorn durch den Schnee etwas sehen? —

Raum hat er das gesagt, da kommt aus dem Dunkel, direkt auf uns zusteuernnd, ein großes Fahrzeug zum Vorschein. — Segel in Luv! Einer von der Mannschaft ruft es; und ehe der Kapitän den Mann am Ruder hat anrufen können, prallt das Biest gegen unsern Luvbug an. Na, da hatten wir die Bescherung! Der Kapitän stürzte, so lang er war, über mich hin. Ich sah den Mann am Ruder das Steuerrad loslassen und nach vorn laufen und hörte die Stimme vom Hans da nach mir rufen. Im Fallen hatten wir, der Kapitän und ich, uns ein bißchen gestoßen. Es dauerte darum ein paar Sekunden länger als sonst, bis wir auf die Beine kamen, und als wir nun um uns blickten, da stellte sich heraus, daß wir bei dem Stoße herumgeschwenkt waren und den Wind jetzt beinahe im Rücken hatten; das ganze Takelwerk des Fockmasts lag quer über Backbord, vom Großmast hing die Takelage baumelnd herunter, auf Deck war kein Mann zu entdecken, und der fremde Segler war bereits in Lee angelangt.

„Hundsfötter ihr!“ schrie der Kapitän, „sie sind alle in das fremde Fahrzeug hinüberggesprungen; der Teufel soll sie holen!“

Nach der Wiedergabe dieses frommen Wunsches hielt mein Freund Steuermann inne und sah zu dem alten Burschen hinüber. „Ja, nun wirst du erst dein Ende spinnen müssen, Hans, eh ich meins zu weit einhole. Der fremde Herr hier will gewiß gern hören, wie es dir ergangen war. Ist's nicht so?“

Ich bejahte, ließ das Glas des Zimmermanns neu füllen und bot ihm eine Zigarre an, die er übrigens ausschlug, indem er auf seine Backen hinwies; ein Knoten von der Gestalt eines Bahngschwürs zeigte die Stelle an, die der Rautabak bereits einnahm. Dieser Tabak wurde virtuosenmäßig in die hohle Hand befördert; ein Teil von dem Inhalt des Glases glitt in den Raum hinein, der solange leerstand; dann aber wurde der Raum wieder von dem Handinhalt ausgefüllt, und der Alte nahm das Wort:

„Wenn so was passiert, wie der Steuermann hier beschrieben hat, da ist nicht viel Zeit zum Federlesen. Das war ein großes Schiff, das da mit uns zusammenprallte, und in gewaltiger Fahrt kam es gegen uns an. Eins, zwei, drei, und der Bug war zerschmettert; Luvfockwant, Pardunen und Stagen zersprangen wie

Glas; ich sah, wie ein paar von unsern Leuten nach Lee hinuntergeworfen wurden und über Bord gingen. Ich selber wäre ihnen gewiß nachgefolgt, da aber bekam ich den Klüverbaum des fremden Fahrzeugs zu fassen, der über unsern Backbord hereinragte; und da, während ich so hing und den andern von der Besatzung zu mir hinaufhalf, da rief ich den Steuermann an. In demselben Augenblick wurden beide Fahrzeuge wieder klar, und wir fünf, sechs Mann trieben mit dem fremden Segler von dannen.

Das Ganze war im Handumdrehen geschehen, und nun mußten wir schleunigst machen, daß wir aufs Deck des neuen Schiffes gelangten; denn der Bugspriet begann schon zu schwanken, und das ganze Vorderschiff war auch nicht übel mitgenommen. Wir waren an Bord eines Norwegers gekommen; ich lief sogleich zum Kapitän hin und sagte ihm, er müsse zu bergen versuchen, was etwa noch von Leuten an Bord der von ihm übersegelten Schute zu finden wäre.

Der Kapitän war wirklich ein tüchtiger Kerl, aber — sein Ruder war zerschmettert — was sollte er machen! Und so trieben wir denn auf dem Norweger vielleicht ein paar Stunden lang, vielleicht auch weniger, herum und stießen schließlich auf Grund. Inzwischen war's finster geworden. Wo wir waren und wie weit vom Lande entfernt, konnte keiner sagen. Die Leute wollten sofort das Großboot segelfertig machen, aber der Kapitän und ich, wir blieben dabei, daß wir alle solange wie möglich bei dem Schiffe aushalten sollten; die Schute war stark gebaut und konnte die Nacht gewiß überdauern. Wenn es wieder hell wurde, konnte man sich besser an Land retten; jetzt in der Finsternis und bei dem hohen Seegang mit dem Boot hinausfahren, hieß seine Seele dem Teufel verschreiben. Wir, der Kapitän, ich und ein paar von meinen eignen Kameraden, sprachen den andern gut zu, so lange, bis sie alle einverstanden waren. Und so blieben wir denn die Nacht über auf dem Schiff.

Anfangs hatten wir alle Hände voll zu tun, um das Boot so zwischen Fock- und Großmast aufzuhängen, daß es davor bewahrt blieb, von den Wellen über Bord gespült zu werden, und daß wir es ins Wasser schlingern konnten, wenn es an der Zeit war. Aber als dann nichts mehr zum Handanlegen da war und jeder nur daran dachte, sich anzusorgen und in Sicherheit zu bringen, so gut er's vermochte . . ., Sie können glauben, daß das eine lange, strenge Nacht wurde. Wir standen so einigermaßen auf reinem Grund, das war unser Glück. Die Schute war gut gezimmert, der Boden neu; das merkte man auch. Aber trotzdem, die Stöße, die wir bekamen, und die Wellen, die über uns hingingen . . .! Was ich am meisten befürchtete, war, daß die Masten über Bord gehen und

das Boot mitnehmen könnten. Freilich, versteht sich, wir wären ja denselben Weg gegangen, wir alle, und 's wär' ein Rehraus für immer gewesen.

Noch standen aber die Masten, das heißt die Untermasten; denn die Stengen waren in die Binsen gegangen, gleich als wir auf den Grund stießen. Unter den Norwegern war ein Schiffsjunge, und dann noch zwei von meinen Kameraden: die hielten die Kälte und Nässe nicht aus. Den kleinen Kerl hörte ich schluchzen und wehklagen. Er hatte sich in die untersten Leinen der Großwant eingeforrt, und jeden Augenblick wuschen die Wellen bis zu ihm hinauf. Ich rief ihn an, er solle höher hinaufklettern, und ließ mich selber hinunter, um ihm zu helfen. Aber die Kälte mußte ihn schon ganz steif gemacht haben; denn als ich dicht bei ihm war und ihm eben zugerufen hatte, er solle sich losmachen, da hörte ich nur einen Schrei, und er war weg. Als dann der Morgen endlich kam, da waren zwei von meinen Landsleuten und ein Norweger gleichfalls nicht aufzufinden, und wir andern alle waren böse mitgenommen.

Wir hatten starke Hochflut, als der Tag anbrach, und als wir eben vorne Land schimmern sahen, eine halbe oder dreiviertel Meile von uns entfernt, da machte die Schute sich frei und kam ins Treiben auf das Land zu. Es war ein Glück, daß wir auf die Weise näher an Land kamen. Raum hielt sie sich noch über Wasser. Jeden Augenblick konnte sie sinken; tot trieb sie dahin. Nach etwa zehn Minuten stieß sie wieder auf den Grund und rollte schwer nach der Seite hinüber, während das Wasser durch alle Lücken heraufdrang. — „Seht ihr, Leute,“ rief ich; „jetzt oder nie!“ Damit warf ich das Sorrtau von mir und ließ mich ins Großboot gleiten, das ganz bis über die Leereling geschlingert war und fast bis ins Wasser reichte; da der Schiffsrumpf die Wellen brach, war die See an dieser Stelle ruhig. Nur sechs, sieben Mann hatten die Kraft, es zu machen wie ich. Wir lappten mit dem Messer das Sauwerk, woran das Boot hing, und nun schwammen wir auf dem Wasser; trotzdem wir der Gefahr ausgesetzt waren, an den Rüsten zerdrückt zu werden, blieben wir so ein paar Minuten lang liegen, um zu sehen, ob keiner von den Leuten, die in den Wanten oder in den Mastkörben saßen, zu uns herunterkommen könnte. Ein paar versuchten's auch. Zwei sprangen ins Wasser, und die fischten wir ins Boot auf. Ein dritter plumpste herunter, fiel jedoch mit dem Kopfe gegen das Holzwerk, und den sahen wir nicht wieder. Nun begann der Fockmast zu schwanken, und wir wagten es nicht, noch länger liegen zu bleiben. Wir griffen zu den Rudern, und hinaus ging's in die Brandung.“

Hier machte der Erzähler eine Pause, die er dazu benutzte, sein Glas einer tiefgehenden Untersuchung zu unterwerfen, sowie um sich durch einen Seitenblick zu mir hin zu vergewissern, ob seine Erzählung auch den rechten Eindruck auf die „Landratte“ gemacht habe. Als er in dieser Hinsicht anscheinend zufriedengestellt war, nahm er wieder die kurze Pfeife zur Hand, die er gleich zu Beginn der Mittheilungen des Steuermanns vor sich auf den Tisch gelegt hatte, und die er nun anfang, auszukrazen, zu stopfen und anzuzünden, ohne scheinbar im geringsten von dem Quantum Tabak belästigt zu werden, dessen Annehmlichkeiten er bereits auf andre Weise genoß.

„Wir arbeiteten uns durch die Brandung hindurch“, fuhr er fort; „aber trotzdem das Boot sich recht gut über den Wellen hielt, so brachen sie sich doch allzuoft und waren überhaupt zu kurz, so daß wir jeden Augenblick eine Ladung Wasser über uns ergehen lassen mußten. Wir saßen fast bis an die Duchten im Wasser, und die Hälfte von uns mußte beständig schöpfen mit Mütze und Südwesten, während die andern ruderten. Wir hatten nur drei Ruder; mit dem einen steuerte der norwegische Kapitän, und mit den andern arbeiteten wir. Es galt natürlich, nicht dwars vor die Wellen zu kommen, und es ging auch ganz gut, bis das eine Ruder zerbrach. Da mußten wir das Ruder des Kapitäns nehmen und zugleich rudern und steuern. Ich war gerade mit Schöpfen beschäftigt und kehrte das Gesicht dem Lande zu. Schon konnte ich ein abschüssiges Ufer mit hohen Bäumen sehen. Ich sah, wie die Erde sich von den Wurzeln gelöst hatte, die wie Rettichbündel über das Wasser herausragten. Von einem Vorstrand war keine Spur zu erblicken. Das Ganze war eine einzige weiße Brandung, die schwere Zweige und Schiffstrümmer und andres schwarzes Zeug durcheinander wirbelte. — Wär ja ein niederträchtiger Plaß zum Landen! dachte ich eben bei mir selbst. Wenn man nicht eine von den Wurzeln zu fassen bekommt, so kann man wohl ebensogut gleich einpacken. Raum hab ich den Gedanken gehabt, da höre ich eine allmächtige Sturzsee heranrollen. Ich drehe den Kopf und seh im selben Moment das glasklare, schäumende Ungeheuer aufzischen, so gut wie unmittelbar über dem Kopf des Kapitäns, der auf der Achterducht saß. Glaub auch, ich habe Achtung! gebrüllt. Aber beschwören will ich es nicht, denn im selben Augenblick waren ich und wir alle ganz unter Wasser. Genau so war's, wie es sein muß, wenn ein Mann unter einem großen Heufuder liegt. Als der Schlag und der Druck verschwunden waren, da spürte ich etwas unter dem einen Arm. Es war eins von den Rudern. Ich selber lag da und trieb im Meere. Von Boot oder Menschen war keine Spur zu sehen. Ich kann ja leicht sagen: ich schwamm aufs Land zu; aber eher wurde ich

wohl mit samt dem Ruder, das ich nicht fahren ließ, ans Land geworfen! Ich entsinne mich noch genau, wie ich, das Ruder vor mir und ein Wrackstück um mich herum, von der letzten Welle gegen die Baumwurzeln hinaufgeschleudert wurde, an die ich gerade im Boote gedacht hatte. Als das Wasser zurückströmte, da waren das Ruder oder das Wrackstück oder beide Teile hinter mir in die Wurzeln und Zweige verwickelt worden. Wie das zuging, kann ich nicht sagen; aber soviel ist sicher, es war da etwas, was mich festhielt, und so hielt ich wieder fest. Dann gelang mir's schließlich, zum Stehen zu kommen, und ich schleppte mich ein paar Schritte zwischen die Bäume landeinwärts; da fiel ich zu Boden und blieb liegen, bis der Bauer mich fand, mich mit nach Hause nahm und ins Bett steckte.“

Ich fragte den Zimmermann, wo er ungefähr ans Land gekommen wäre. „Ja, der Teufel mag wissen, wie wir gesegelt sind“, rief er und focht mit seiner Pseife durch die Luft. „Ich meinte, wir müßten ganz nach Süden geraten sein, nach Lolland hinunter, oder da herum; aber sicher ist jedenfalls, daß ich auf dem südlichen Möen nach Grönsund zu an Land kam, und ebenso sicher ist, daß ich dort als der einzige Lebende landete. Wo wir nun eigentlich auf den Grund gestoßen waren, ob's auf dem ‚Tolken‘ war oder anderswo, das kann ich nicht sagen. Im Hause des Bauern, der mich gefunden hatte, blieb ich einen Tag lang zu Bett liegen, und am nächsten Tage ging ich wieder an den Strand hinunter, aber kein Boot und kein Schiff war zu sehen. Ein paar Tage später sollen mehrere Leichen da in der Nachbarschaft herum an den Strand getrieben sein. Die Lotsen von Grönsund wollten wissen, daß an demselben Morgen, an dem ich ans Land kam, draußen beim ‚Tolken‘ ein großes Schiff observiert worden wäre. Es hätte eine Viertelstunde dagelegen, dann aber sei kein Schiff mehr zu sehen gewesen. Aber ich ging nun nach Falster hinüber und wanderte an der ganzen Küste entlang nach Süden; denn ich wollte hier mein altes Schiff und möglicherweise den Steuermann wiederfinden; der Kapitän war ein Rindvieh, um ihn war's mir nicht zu tun. — Und da fand ich denn auch den Steuermann hier, und so war es recht; und jetzt mag er sein Ende weitererspinnen.“

Die alte Leerjacket hielt dem jungen Schüler, Freund und Vorgesetzten die große schwielige Faust über den Tisch hin. Man tauschte einen stummen, herzlichen Händedruck, der gewissermaßen ein derbes Punktum hinter die einfache, ungetünfelte Erzählung setzte. Dann nahm der Jüngere das Wort:

„Als der Kapitän und ich an Bord der beschädigten Schute allein zurückgeblieben waren, da blieb uns ja nicht groß was andres übrig, als das Ruder hübsch am Schiffe und die Bunge hübsch am

Gaumen zu halten. Solange wir noch ein bißchen Tageslicht zur Verfügung hatten, arbeiteten wir vorne mit den Axten, und es glückte uns auch, die Focktakelage zum größten Teil zu beseitigen. Die große Marsstenge war so freundlich, von selbst über Bord zu wehen; und als die Schute nun derart erleichtert wurde, zog sie auch nicht mehr so gierig Wasser ein wie zuerst. Einen gehörigen Klaps hatte sie weg, und sonderbar war's, daß sie sich so lange flott hielt. Dann fing es denn nun an, dunkel zu werden, und als der Kapitän sich jetzt ans Klagen gab und von Frau und Kindern redete, da ging ich hinunter, um etwas Proviant in Sicherheit zu bringen; denn ich sagte mir: Wind und Wellen sind böß genug; soll man obendrein noch fasten, so darf man wohl klagen. Das Wasser in der Kajüte stand schon ein paar Fuß hoch, Brot und Butter waren verdorben; aber in einem Schranke fand ich eine Flasche alten, westindischen Rum, und den nahm ich mit auf Deck hinauf und bot ihn dem Kapitän an. Ein klein bißchen „heilig“ war er nun immer gewesen, und als er mich mit der Flasche sah, machte er ein Gesicht wie ein Ziegenbock, der mit den Hörnern zustoßen will, und fragte mich, ob ich mich besaufen wolle.

„Nein, bei meiner Seligkeit“, rief ich. „Aber naß bin ich wie ein Seehund und kalt wie ein Eiszapfen, und wenn's auch meine letzte Wache in diesem Leben wäre, einen Magentraker nehm ich mir doch.“ Und damit setzte ich die Flasche an den Mund und goß einen ordentlichen Schluck hinunter. Ich bot dem Kapitän noch einmal an, der aber hatte die Hände gefaltet und schüttelte mit dem Kopf. Dann schleuderte ich die Flasche weit ins Meer hinaus, um ihm zu zeigen, daß es wirklich nur meine Absicht gewesen war, mich zu erfrischen, nicht mich zum Tiere zu machen, wie es viele Seeleute, und namentlich die Engländer, in so einem Falle tun.

„Sie sollten zum Herrgott beten“, sagte er dann; „es kann nicht mehr lange dauern, bis wir aufrennen, und dann gnad uns Gott.“

„Ja, gnad uns Gott“, sagte ich; „und er wird auch wohl gnädig sein, wenn uns überhaupt noch etwas auszurichten beschieden ist im Leben. Mit Gebeten können wir ihn nicht zwingen; haben wir uns brav und honett aufgeführt, so wird er uns schonen, wenn wir geschont werden sollen; und wir brauchen ihn also nicht drum zu bitten. Sind wir Rujone gewesen, so nützt es wahrhaftig nichts, wenn wir ihm nun etwas vorheulen. Abri gens glaub ich, darauf kommt es vor allem an: ob wir ferner noch Nutzen stiften werden, und ob wir noch Nutzen stiften können.“

„Sie sind ein junger Mensch“, sagte da der Kapitän, „und Sie sprechen so; schämen sollten Sie sich.“ — Und dann fing er an, laut etwas herzuleiern.

„Ich will nicht streiten mit Ihnen“, sagte ich jetzt ganz ruhig. „Sie sind ein älterer Mann, Sie sind der Führer des Schiffes hier und waren ein tüchtiger Führer bis jetzt. Ich will bloß das sagen: ich meine, daß ein Mann, und namentlich ein Seemann, mit dem Gedanken zu sterben, vertraut sein muß, und daß es das beste ist, dem Tode so mutig wie möglich entgegenzugehen zu können. Aber all dieses Beten macht einen furchtsam und unruhig. Ich hör es ja Ihrer Stimme an: Sie fürchten sich. Und wären es wenigstens Ihre eignen Worte. Aber es ist ja etwas, was Sie auswendig gelernt haben. Sie wissen ja selber kaum, was Sie sagen!“

„Ich hab Frau und Kinder zu Haus“, war seine Antwort; „Sie nicht!“

„Nein“, sagte ich, „aber wenn ich auch zwei Frauen und zwei Häuflein Kinder hätte; was würd ich Ihnen denn damit nützen, wenn ich mich benähme, wie Sie es tun!“

In demselben Augenblick sah ich draußen in der Dunkelheit über unsern Billen in Luv einen langen, weißen, blinkenden Streifen und hörte nun den rasselnden Laut einer Sturzsee. — „Ruder in Luv“, rief ich dem Kapitän zu und sprang in die große Luvwant hinauf.

Aber der Kapitän muß schon so verwirrt gewesen sein, daß er mich nicht mehr hörte. Drei Viertel der Sturzwelle gingen gewiß über uns nieder. Wie Donner klang es, als die Welle sich auf uns stürzte. Die Schanzkleidung wurde zerschmettert, das ganze Deck war ein einziger Wasserwirbel; an der Want, an der ich mich festhielt, wurde gerissen und gerüttelt, und eine lange Zeit hindurch fuhr das Wasser fort, vom Heck nach vorn zu laufen, vom Steuerbord zum Backbord, und, soviel ich im Dunkeln unterscheiden konnte, war alles feste und bewegliche Gut vom Deck gespült worden. Ich brüllte nach dem Kapitän, aber es kam keine Antwort. Dann ergriff ich ein Fall, zog es durch den Block heraus und sortte mich an die Want fest, wenn eine neue Sturzsee käme —, jetzt wo die Schute dem Steuer nicht mehr gehorchte. Und nun saß ich da in den Wanten und dachte an vielerlei, und was hauptsächlich den Mut in mir wachhielt, so naß, verfroren und einsam ich mich auch fühlte, das war der Gedanke an das kleine Mädel, das vielleicht nicht gar so weit entfernt war. Ja, seltsam war's, aber ich dachte fortwährend, weil es mir bisher so glücklich ergangen war, so mußte ich auch wohl auf eine einigermaßen erträgliche Art an Land kommen. Daß die Fahrt dem Lande zunging, wußte ich. Der Wind konnte kaum sehr stark umgesprungen sein, und vor dem Winde trieb ich ja. Meine Fahrt mußte auf Falster oder Lolland enden; wo, war ja gleichgültig, wenn ich nur gut davontam. Es wehte und stürmte jetzt ganz toll; es war nicht mehr die Rede von Sturzwellen; das ganze Meer

war eine einzige Sturzsee. Ich konnte darum auch Brandung und Grundwellen nicht unterscheiden, als die Schute endlich auflies.

Wir lagen glücklicherweise längs in den Wellen, als sie auf den Grund stieß. Bei dem Stoße legte sie sich auf die Seite, aber eine See grub sich wieder unter sie ein, und auf der lief sie ein Stück weiter, prallte wieder auf und blieb nun ganz auf der Seite liegen. Ich kletterte in den Mastkorb hinauf und machte mich da fest. Nicht lange darauf fiel der Mast. Ich wurde ein paarmal im Meer herumgerollt und verlor fast den Atem. Als ich merkte, daß der Mast sich an den Rüsten festgehalt hatte, kappte ich mit meinem Messer die Taaue, die mich hielten; eine Welle erfaßte mich und trug mich ein Stück vorwärts; ich fühlte Grund unter den Füßen, und nun wurde ich weitergepufft und gestoßen, und das wollte gar nicht aufhören; halb schwimmend, halb kletternd kam ich vorwärts, ohne daß das Wasser mich sonderbarerweise ganz verlassen wollte — das Land muß hier überschwemmt sein, dachte ich da. Ich bemerkte auch, daß ich bald auf weichen Grund geriet, bald über verschiedene Gegenstände kam, die nicht auf dem nackten Strandufer liegen konnten. Ich war fürchterlich erschöpft, und als ich im Dunkel etwas Großes, Schwarzes vor mir erblickte, da spannte ich meine letzten Kräfte an, um es zu erreichen. Es stellte sich heraus, daß es ein Haus war, halb eingestürzt schon, wie es schien, aber vorläufig bot es doch Deckung. Ich kletterte aufs Dach, setzte mich zur Ruhe nieder und lauschte, ob ich Stimmen von Menschen zu hören vermöchte; aber alles war still. Ich hörte nur das Wasser drinnen gegen die Wände schlagen und hörte das Meer in einiger Entfernung spektakeln. — Ja, ja, dachte ich; diesmal wär ich dem Meer doch entwischt. Nun mußte es mit seltsamen Dingen zugehn, wenn ich auf dem Lande erfaufen sollte! —

Die Anstrengungen, die es mich gekostet hatte, so weit zu kommen, hatten Wärme in meinen Körper gebracht. Aber als ich, durch und durch naß, wie ich war, eine Zeitlang auf dem Dache gesessen hatte, da spürte ich, daß ich steif zu werden anfing. Ich bohrte mich also durchs Stroh hindurch und kam auf den Speicher, wo ich zusammengesunken bis gegen Morgen sitzen blieb. Als das Licht anfing, durch die Siebelluke einzufallen, konnte ich mich in der Hütte umsehen. Wenn sie überhaupt bewohnt gewesen war, so mußten die Leute sie beizeiten geräumt haben. Keine Spur von Kleidungsstücken war auf dem Speicher zu finden, und als ich durch eine Öffnung in der Speicherdiele hinunterguckte, sah ich nur trübes Wasser, ganz vereinzelt kam hie und da ein Stück Hausgerät heraus. Ich schaute zur Siebelluke hinaus. Alles ringsum war Wasser; an einigen Stellen ging regelrechte Brandung, und das Wasser und der Sturm rüttelten die armselige Hütte, daß es

in allen Fugen krachte und knirschte. Ich bemerkte auch, daß das Wasser mit jedem Augenblick stieg; und wie ich mir eben die schönsten Gedanken darüber machte, in welcher Klemme ich doch säße, und daß das hier eigentlich dasselbe wäre, wie an Bord eines schiffbrüchigen Fahrzeugs zu sein, da stürzten Wände und Zwischenwände unter mir zusammen, das Wasser spritzte durch die Bodenhülse herauf, und durch das Loch, das ich mir verfertigt hatte, kroch ich wieder auf Deck, auf das Dach. Und nun löste sich, ganz allmählich, das Dach mit seinem Sparrenwerk von den Pfosten darunter, und ich kam mit meinem neuen Fahrzeug ins Treiben.

Es wird vielleicht wunderlich klingen, aber mir war viel besser zumut, als jezt die Dinge wieder in Gang gekommen waren, und die Spannung, in der ich mich befand, bis ich erfahren würde, wohin die Fahrt ging, und ob das Fahrzeug zusammenhalten würde, brachte mir Wärme ins Blut und half der Laune auf. Unsrer Segelfahrt war nicht mal eine von den langsamsten; freilich, die Steuerung der Schute ließ zu wünschen übrig, und mitunter schwenkte sie mehrmals auf demselben Fleck in die Runde, bis die überwiegende Strom- und Windrichtung mich und die Schute wiederum weiter landeinwärts trieben. Zuweilen gerieten wir mit einem Baum zusammen oder stießen gegen versteckte Hindernisse, und wenn dann Wind und Wetter ihren Druck ausübten und das Sparrenwerk sich sträubte, dann fürchtete ich allerdings, die Schute werde in Stücke gehn. Aber das Stroh und die Latten waren zähe, und mein Fahrzeug hielt einigermaßen. Allmählich, als es heller wurde, sah ich mehrere Gegenstände rings um mich aus dem Wasser schauen, es waren Bäume und Dächer, und auf einigen glaubte ich auch Leute unterscheiden zu können, die die Arme emporreckten und mit Kleidungsstücken winkten.

Ja, hätte ich nur eine Zolle, dachte ich, so würde ich euch gern zu Hilfe kommen, ihr guten Leute. Aber so bin ich selbst nicht besser daran als ihr!

Einige Zeit darauf entdeckte ich etwas, was ich gleich für einen Menschen hielt, der gegen die Wasserwirbel ankämpfte. Ich wurde gerade auf die Stelle zugeführt und war schon im Begriff, hinauszuspringen und einen Rettungsversuch zu machen, als ich sah, daß es ein großer, schwarzer Hund war. Sobald das arme Tier mich erblickte, heulte es laut auf und machte Krastanstrengungen, um an meine Seite zu kommen. Ich hielt mich an einer der Dachlatten fest, beugte mich soweit wie möglich übers Wasser und bekam denn auch den krausen Pelz zu fassen; und nun waren wir zwei Mann ober, was ich sagen wollte, ein Mann und ein Hund an Bord auf dem Dache. Bald darauf wurde ich von einem Manne angerufen, der in einem Boot gerudert kam.

„Sind noch mehr da drinnen?“ rief er.

„Jawohl, gewiß“, gab ich zur Antwort; „kommen Sie nur ans Fallreep, denn die Schute hier hält nicht mehr lange!“

Er verstand mich kaum richtig, aber er kam trotzdem an unsere Seite, und der Hund und ich wanderten in die Jolle. Er hätte es wohl lieber gesehen, wenn die Familie etwas größer gewesen wäre; aber nun hatte er uns einmal im Boot, und so blieben wir, wo wir waren. Ich hatte das Bedürfnis, mich zu rühren, darum nahm ich die Riemen zur Hand, und der Bursche und der Hund setzten sich nieder, und beide gafften sie mich an, aber wer das Angaffen am besten verstand, kann ich nicht sagen. Der Mann konnte mir's wohl ansehen, daß ich Seemann war, aber zu langen Erklärungen fehlte die Zeit, er zeigte nur auf ein Haus etwas weiter weg, und ich ruderte zu.

Die Wasserwirbel mehrten sich, verschiedene Strömungen kreuzten sich, Bäume und Säune kamen uns in den Weg und das Rudern wurde immer anstrengender. Indessen erreichten wir denn doch ein Haus, wo die Leute in der Siebelluke saßen. Das Dach war an mehreren Stellen zerrissen, Latten und Pfähle starrten überall hervor. Das Ganze sah über die Maßen hinfällig aus. Dort saß ein Frauenzimmer und neigte sich über ein kleines Kind, und ein Mann stand aufgerichtet da und rief aus Leibeskräften. Ich rannte mit dem Steven des Bootes fest an das Vordach heran, da die Strömung längs des Siebels zu stark war und wir da nicht hätten liegen bleiben können. Dann stießen wir ein Loch in die Strohecke, ließen uns erst das Kind herausreichen und nahmen dann die Leute ins Boot. Der Mann und ich ergriffen jeder ein Ruder, und als ich fragte, wohin wir sollten, zeigte er auf eine Gruppe von Dächern, die um einen Kirchturm herum lagen und sagte:

„Ins Dorf, versteht sich.“

Ich verstand es nun zwar nicht so schnell, aber wir nahmen den Kurs also auf die Stelle zu, die er zeigte.

Als wir näher kamen, sah ich wohl, daß hier einmal ein Dorf gestanden haben konnte. Aber für den Augenblick, muß ich freilich gestehen, war das Dorf in einem traurigen Zustand. Alles schwamm durcheinander. Stühle, Tische, Kisten, Betten und Wiegen. Die Mauern und Wände der Häuser waren vom Wasser durchbrochen, die Siebel waren runtergeglitten, und Dächer und Heubausen trieben umher. Menschen sah ich so gut wie gar keine; sie mußten entweder in Sicherheit oder ertrunken sein. An einer Stelle trieb die Leiche eines alten Mannes an uns vorbei, und als das Frauenzimmer in dem Boot sie gewahr wurde, begann es himmelhoch zu schreien und rief, es sei ihr Vater. Sie wollte ihn unbedingt

auffangen; aber jetzt wurde die Strömung zwischen den Häusern so stark, daß wir abfallen und versuchen mußten, um die Stadt herumzukommen. Die Riemen konnten wir bald nicht mehr zum Rudern gebrauchen; Bäume und Gartenzäune, Plankenwerk und alle die schwimmenden Gegenstände kamen uns jeden Augenblick in die Quere.

Wir mußten uns vorwärts stängen, und schließlich führte die Strömung uns ein Gäßchen entlang, wo ein Brunnenholz uns beinahe den Weg versperrt hätte, und wo zwei Häuser gestürzt dalagen, das eine vorn-, das andre hintenüber, gerade auf die Dorfkirche zu, die nach den Worten des Mannes der Ort sein sollte, wo man am meisten geschützt wäre. Als wir an die Kirchhofsmauer kamen, erblickten wir einige Männer, die zwischen den Gräbern umherwateten. Draußen vor den Mauern stand das Wasser wohl ein paar Ellen hoch, drinnen jedoch ging es den Leuten knapp bis zu den Knien. Ich rief die Leute an, und wir schifften unsre Passagiere aus. Die da drinnen meinten, das Wasser habe zu fallen angefangen; ich meinte es aber nicht, denn sonst hätte man es an einer Änderung der Stromrichtung merken müssen. Wie wir so dastanden und miteinander redeten, fragte der Knecht auf einmal, ob man von denen drüben beim Pächter etwas gehört habe. Die Antwort lautete, man habe nichts von ihnen gehört, aber sie seien gewiß schlimm daran, denn der Hof liege ja tief und im freien Felde.

„Was ist das für ein Pächter?“ fragte ich ganz zufällig.

„Ich dachte, Sie kennen Pächters“, sagte der eine von den Leuten; „das ist ja ihr Hund da im Boot.“

„Wirklich?“ sage ich darauf und fange an, den Schwarzen zu streicheln. In demselben Augenblick wird der Name des Pächters genannt.

„Tod und Teufel!“ rief ich, „heißt dies Städtchen so und so?“

Die Leute glockten mich nicht wenig an und erwiderten: „Ja, natürlich.“

„Und ist nicht ein junges Mädchen aus Kopenhagen beim Pächter im Hause?“ — „Gewiß, das kleine Fräulein, das täglich kommt und“ . . . „So, danke, es ist gut!“ Und ohne meinen Begleiter zu fragen, ob er einverstanden war, stieß ich mit dem Ruder ab und sagte zu ihm, ich wollte zum Hof hinüber.

Wir mußten hinter der Kirche vorbei und dann übers Feld. Hier war Wasser genug zum Vorwärtstommen und Platz genug, um die Ruder zu brauchen. Aber der Strom hatte hier draußen im Offnen reizende Fahrt, und ich glaube, ich hab mich nie beim Rudern so angestrengt wie hier. Als ich einigermaßen mit der Stromstärke ins reine gekommen war und nun vor mir die Dächer des Pachthofes unterscheiden konnte, nahm ich den Kurs im Winkel

zur Stromrichtung, und indem wir so die Abriß in Betracht zogen, kamen wir endlich ganz außer Atem hinüber. Es war ein größerer Hof mit vier Flügeln. Nach dem, was ich in der Eile sehn konnte, waren die Mauern einigermaßen erhalten, aber das Wasser hatte doch die Fenster erreicht, ja, an einigen Stellen stand es ein gutes Stück am Fensterkreuz hinaus. Die Bewohner mußten sich längst oben auf den Speicher geflüchtet haben. Wir strichen die Riemen und riefen, aber niemand gab Antwort.

Dann versuchte ich, um den einen Flügel herumzukommen und den Siebel des Wohnhauses zu erreichen; aber jetzt drängte der Strom stärker und stärker, und merkwürdigerweise nicht wie vorher, sondern von der entgegengesetzten Seite. Das Wasser mußte also am Fallen sein. Ich wußte, was es heißt, wenn ein Gegenstand längere Zeit hindurch dem Druck von der einen Seite ausgesetzt gewesen ist und nun plötzlich den Druck von der entgegengesetzten bekommt. Wie stark die Mauern waren, konnte ich nicht sagen; aber ich wußte, daß erst jetzt ernstliche Gefahr vorhanden war, und so manövierte ich denn mit dem Boot, um es so nah wie möglich an das Haus heranzubringen. Auf einmal zerbricht mir meine Ruderstange, das Boot wird herumgewirbelt, und wir treiben am Siebel vorbei und kommen über den Gartenzaun immer weiter vom Hause ab. Ich stell mich auf die Ruderbucht, mache einen Satz und springe ins Wasser. Der Hund mir nach. Der Knecht brüllt mir zu, aber ich lasse ihn brüllen. Ich greife nach einem Busch, komme auf den Zaun hinaus, gleite wieder hinunter, halte mich aber an dem Hunde fest. Diesmal war der Hund es, der mir half. Wir kommen wieder auf den Zaun hinaus und arbeiten uns vorwärts, bis die Strömung endlich im Schutze des Wohnhauses schwächer wird.

Dann wate ich an eins der Fenster hin; die Scheiben brauche ich nicht erst einzudrücken. Meine großen Seestiefel sind schwer vom Wasser, ich trete das ganze Fensterkreuz ein, krieche hindurch und ziehe den Hund mit mir. Der Hund schwimmt, und ich wate von Stube zu Stube, und endlich finde ich die Treppe, die zum Speicher hinaufführt. Nun fängt der Hund wie besessen zu bellen an, und als ich die Tür zur Bodenlammer aufstoße, seh ich drei Frauenzimmer auf mich zustürzen, höre sie schreien: „Retten Sie uns, befreien Sie uns!“ Drüben am Speicherfenster sitzt ein junges Mädchen, und als sie einen fremden Mann eintreten sieht, verbirgt sie ihr Gesicht in den Händen. Sie steckte in einem weißen Kleidungsstück; und die Tracht, in der junge Mädchen Fremde zu empfangen pflegen, war es just nicht. Doch ich sage zu ihr: „Herrgott, liebstes, bestes Fräulein, ich bin's, schauen Sie mich doch mal

an; ich habe gehört, daß Sie hier sein sollen, und nun bin ich gekommen, um Ihnen zu helfen!“

Des Staunens war nun kein Ende. Die übrigen Frauenzimmer sind wohl die Jungfer und die Mädchen vom Pachtthof. Der Mut steigt wieder, als ich bei ihnen bin. Die Pächtersleute sind am Tage vorher fortgefahren. Von den Knechten hat kein Mensch etwas gesehen. Es ist eine böse Nacht für die Armsten gewesen.

„Ja, sehen Sie, lieber Herr,“ sagte der junge, frische Seemann zu mir, als er in seiner Erzählung so weit gekommen war, „ich hab Ihnen das alles kurz und gut erzählt, weil ich so etwas nicht anders erzählen kann. Ich wagte es nicht, die Frauenzimmer zu lange zu lassen, wo sie waren, da ich nicht wußte, wie stark das Haus wäre. Ich stieg wieder hinunter und untersuchte den Wasserstand. Das Wasser war wirklich etwas gefallen, und als ich nun nach dem Boot ausschauen wollte, da sah ich Boot und Mann ein Ende vom Hof entfernt bei einem Baume liegen. Ich ging nun auf den Speicher hinauf und winkte dem Mann durch eine Öffnung hinaus, er möge herkommen. Das konnte er aber nicht; das Wasser zwischen ihm und dem Gartenzaun war zu seicht.

Na, dachte ich, kannst du nicht zu mir, so kann ich dafür zu dir kommen!

Und dann stellte ich dem Fräulein vor, daß wir sehn müßten, zu dem Boot zu gelangen, ehe das Wasser wieder zu steigen anfinge. Die andern machten Umstände und waren ängstlich; die junge Dame jedoch sagte, sie vertraue sich in allen Punkten mir an, und ließ sich denn auch tapfer hinunter und durchs Fenster führen. Als wir dann in den Garten gekommen waren, nahm ich sie auf meine Arme, und nun watete ich durch das Wasser, das mir zeitweise bis übers Knie ging, aber doch in der letzten halben Stunde ruhiger geworden war. Nur einmal — es war, als ich gerade aufs Feld hinausgekommen war — ging mir die Flut bis an den Leib. Da preßte die Kleine sich an mich; das kalte Wasser erschreckte sie, und sie wurde ohnmächtig. Ich war nur um so stärker, und ich fühlte, wenn ich mit ihr zum Dorf hätte zurückschwimmen müssen, ich hätt es gekonnt.

Endlich erreichten wir denn die Jolle. Ich hieß den Mann die andern holen, und dann setzte ich die junge Dame auf den Boden des Bootes nieder, den Kopf auf die Ruderbank gestützt. Das arme kleine Geschöpf war noch immer bewußtlos. Ich wußte nicht, was ich tun sollte; aber weil sie so willig lieb und schön ausah, wie sie so vor mir saß, so beugte ich mich zu ihr und küßte sie. Sie öffnete gleich darauf die Augen und schaute mich ängstlich an. Dann küßte ich sie wieder und wieder und sagte ihr viel schöne Dinge, und sie lächelte und meinte, nun fürchte sie sich nicht mehr.

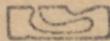
Da ich ein besserer Seemann war als mein Begleiter, so suchte ich mit der Ruderstange nach einer Fahrstraße und fand auch eine Rinne mit tiefem Wasser, die weiter auf den Hof führte. Durch Abstoßen mit dem Ruder brachte ich das Boot, soweit ich konnte, an das Haus heran; und da die Einschiffung von Passagieren hierdurch leichter gemacht worden war, so bekamen wir die Zurückgebliebenen bald an Bord. Wir kamen glücklich wieder ins Dorf, und . . . und . . . na ja, der Rest versteht sich ja von selbst.“

Hier sah der junge Seemann mit halb schelmischem, halb verlegnem Lächeln nach mir hin.

„Ich bin Ihnen wirklich von Herzen dankbar für Ihre Erzählung“, sagte ich. „Der Ring da an Ihrem Finger, an dem Sie jetzt drehen, zeigt mir zur Genüge, daß Sie die Zeit nicht haben verstreichen lassen, sondern die letzte Woche nach der Sturmflut benutzt haben, um nach allen Regeln der Kunst in dem Hafen vor Anker zu gehen, der sich Ihnen so während des Sturmes selbst aufgetan hatte — um mich so seemannsmäßig wie möglich auszudrücken. Wenn Sie nun mit Ihren Geschäften hier fertig sind, so weiß ich einen, der sich sehnt, aus dieser Schenke wegzukommen.“

„Ja, Sie haben recht“, sagte der junge Seemann.

„Sollen wir denn nun mal an den Strand hinunter und die Schute besehen?“ brummte der Zimmermann. „Es war, weiß Gott, eine Prachtschute, und nun liegt sie da so ruhig und friedlich, und nicht das leiseste Wellengeplätscher wird ihr heut ein Leids antun. — Ja, so müßte es immer sein.“





Mit gütiger Erlaubnis des Autors und des Verlegers (Gutenberg-Verlag, Groß-Borstel) den Seegeschichten „Kriegsflagge und Fischersegel“ entnommen.

## Auf der Borönmner Platte.

Von Johannes Wilba.

Das wildzadige Kap erstreckt sich weit in den nächtigen Atlantik hinaus. Heulend rast der Wintersturm über die riesige Öde, die gewaltig sich bäumenden Wogenberge übereinanderwerfend, daß die Schaumseken der zerrissenen Rämme weithin von einem gähnenden Tal zum andern jagen. Und im Aufruhr wie der weite Ozean unter ihm ist auch der grenzenlose der Lüfte; an dem schwarzen Firmament fliehen die schwärzeren Wolkenballen wie von Todesangst getrieben, — drängend verstecken sie sich hintereinander um lösen sich auf, hastig von immer neu nachkommenden Massen gefolgt.

An der Spitze des Kaps troht ernst ein hoher Leuchtturm auf Klippen, die jetzt übergossen sind von einem einzigen donnernden und zischenden Eischteppich, der sich in hellschimmerndem Kreise von der finster überbrausten Tiefe ringsum abzeichnet. Bis an die Glasscheiben der Laterne, ja über die Kuppel hinweg wird das Wasser durch den furchtbaren Anprall geschleudert, aber unbeirrt strahlt das Licht seinen sanften Glanz hinaus in die Nacht; die gezähmte Naturkraft steht dem tapferen Menschen bei in dem verzweifeltsten Kampfe, dessen er sich unterfängt gegen die ungebändigten Gewalten der Natur, ein Gigant an Geist, an physischer Stärke aber ein unsäglich winziges Geschöpf. — —

Auf der eisernen Galerie, die das Innere des Turmes in der Höhe der Lampe umgibt, lehnt ein Mann, die Stirn gegen die Scheibe gepreßt, und schaut an einer von Blendung freien Stelle unablässig in das Dunkel. Träne auf Träne rollt langsam über

seine vor der Zeit gefurchten Wangen, und er läßt sie fließen, fallen; denn er weiß es selbst nicht, daß er weint. Zeit und Raum um ihn sind verweht, seine Gedanken weilen fern von hier bei seiner heute vor vielen Jahren gestorbenen Hoffnung, bei der großen Lebenstäuschung, die jedem auf Erden Wandelnden widerfährt, früher oder später, schonender oder grausamer, allmählich oder in einzelnen schmetternden Schlägen. — — —

Wenig ragt das Haus auf der grünen Wurt über das gelbgraue Wattenmeer. In dem Hause ist eine warme, blanke Stube, und in der Stube sitzt der Sohn des Halligbauern, ein kräftiger, junger Mann mit hellen, blauen Augen und an ihn geschmiegt auf seinem Schoß ein schönes, lebensfrohes Mädchen, seine Braut.

Seine letzte Seereise hat der Bräutigam wohlbehalten überstanden, und nun soll die Hochzeit sein. Darüber plaudern beide, und er kann gar nicht begreifen, wie erst dies und das noch vorher zu tun sei, und wieviel Zeit das erfordere. Was doch die Frauen alles für nötig finden! Ihm scheint überhaupt nichts weiter erforderlich, als der Prediger, der sein Amen zu dem festen Ja aus beider Munde sprechen wird.

Hier liegt die Hallig, östlich im Bogen um sie herum die Küste, und dort nördlich hinter dem Deich das Gehöft, wo die Braut wohnt, die noch heute in Begleitung ihres Verlobten von der Insel zu ihren Eltern zurück will.

Man hat lange, viel zu lange geredet, und die Kaffeestunde ist längst vorbei, als man endlich aufbricht. Das Boot setzt von der Hallig ab; der Horizont ist unsichtbar; denn es liegt Dezembernebel in der Luft.

Der alte Vater des Bräutigams rudert mit dem ebenso bejahrten Knecht, um sich warm zu machen. Der Sohn steuert mit der Linken, seine rechte Hand hält die Hände seiner Braut, die, sorglich von der Mutter in ein dickes Tuch gehüllt, ihm zugewendet auf der hintersten Bank Platz genommen hat. Rasch schneidet das Fahrzeug quer durch den Gezeitenstrom.

Das Erübe in der Atmosphäre lagert sich, allgemach dichter werdend, über die Fläche; nach einer halben Stunde sehen sie kein Land mehr, nichts als Wasser, bis wo sich in kurzem Umkreise die graue Wölbung undurchdringlich niederjentt.

„Soll ich auch ans Steuer?“ fragte der Alte, „du weißt hier vielleicht nicht mehr so Bescheid, Heinrich?“

Dieser wehrt ab. „Ich habe die Richtung genau im Kopf, Vater, ich kann mich ja gar nicht irren.“

„Halte aber mehr nach Land zu, es läuft noch Ebbe, damit wir nicht zu weit nach West an den Deich kommen.“

„Ich passe schon auf, Vater.“

Das Mädchen trällert ein Liedchen vor sich hin. Darauf hat sie vieles über die Aussteuer mitzuteilen, und er hat vieles auf ihre Fragen zu antworten, und dann spricht sie von Wind und Wetter trotz eines alten Seefahrers; nur begreift sie nicht, wie die Männer so sicher durch den Nebel ihr Ziel finden können.

„Das lernt man alles, Luise,“ sagt der Bräutigam lachend, „weit verfehle ich den direkten Weg auch jetzt nicht, schlimmstenfalls müssen wir nachher noch ein Stück auf dem Seich gehen.“

Und das Boot gleitet auf der leicht wallenden See dahin, die gerade hier, zwischen Hallig und Festland, ein ausnahmsweise breites, tiefes Fahrwasser gewährt; der kalte feuchte Schleier legt sich dicht, ganz dicht über das kleine Fahrzeug, man sieht kaum, wie die Blätter der Riemen eintauchen.

Das Mädchen blickt scheu hinaus. „Wer jetzt über Bord fällt, ist verloren,“ meint sie, „ich habe es einmal erlebt, wie wir fortwährend den herzzerreißenden Hilferuf eines armen Menschen aus dem Wasser hörten, bald näher, bald ferner, und wir konnten ihn nicht finden und fuhren immer wieder an ihm vorüber, und zuletzt war alles ganz still, und am nächsten Tage trieb die Leiche bei uns an.“

„Das Ertrinken ist nicht so schmerzlich, mein Kind, das ist besser als jeder andre Tod. Zuerst glaubt man fest an Rettung, und wenn die Angst sich einstellt, stinkt man rasch unter und sieht nur ein grünlich-schwarzes Wallen vor den Augen, und dann verliert man die Besinnung, und man weiß von nichts mehr.“

„Ach nein, Heinrich, es muß schrecklich sein! Darin denke ich gar nicht wie eine Seemannstochter und eine Seemannsbraut. Wenn man so verzweifelt gegen das Sinken in die kalte Tiefe sich wehrt, wenn die Arme erlahmen und jede Welle salzig in den Mund schlägt und dann der lange peinvolle Erstickungskampf eintritt — nein, lieber auf jede andere Weise die Erde verlassen!“

„Sind das Hochzeitsgespräche, Luise? Wir wollen uns doch lieber lustige Sachen erzählen.“

„Dann mußt du erst anfangen.“

„Ich? gut, und dann kommst du wieder.“ Und nun erzählen sich die beiden allerlei Geschichten und vergessen den Nebel und alle häßlichen Vorstellungen, die er erweckt hatte.

„Heinrich,“ unterbricht sie der Alte, in seiner Arbeit innehaltend, „nachgerade sollten wir doch schon da sein. Mir deucht die Fahrt eigentümlich lange. Du wirst doch keinen falschen Kurs gehalten haben?“

„I bewahre, Vater, das Ruder hat immer backbord gelegen, ich habe die Pinne nicht aus der Hand gelassen.“

Der Alte mißt mit dem Riemen und findet Grund, unmittelbar darauf stößt auch der Bug gegen eine Schlickante, so daß Heinrich,

der spähend aufgestanden ist, in Folge des Ruckes heftig vorstolpert. Wegen der hohlen Ebbe und der dicken Luft, die nur die nächste Umgebung der Landungsstelle erkennen läßt, entzieht sich der Deich den Blicken vollständig.

„Siehst du, Vater, ich wußte es ja, daß alles in Ordnung ist. Da bellt auch schon der Hund vom Hofe her.“

„So? Dann ist's gut! Ich hör ja nicht mehr weit, und Jens auch nicht. Aber ich glaube, ihr werdet noch zu laufen haben. Adieu, Kinder! Sag den Eltern, wir wären gesund, Luise, und morgen nachmittag warte ich also wieder mit dem Boot auf dich, Heinrich.“

„Jawohl, Vater. Komm, Mädchen!“

Er faßt seine Braut um den Gürtel und hebt sie mit jedem Schwung auf das Watt. Dem Alten scheint noch immer etwas nicht zu behagen.

„Da sind ja Fußspuren!“ ruft das Mädchen.

„Wirklich,“ bestätigt Heinrich, „dann sind wir auch genau an der rechten Stelle gelandet; sie führen auf den Deich zu.“

Der Alte überzeugt sich davon; es war richtig.

Luise, die ihr Kleid aufgerafft hat, hängt sich an Heinrichs Arm. „Adieu! Adieu! Viele Grüße an Mutter, und ich kam bald wieder,“ ruft sie, im Weggehen noch ein paarmal mit fröhlichem Nicken sich halb umdrehend.

Der gleichmäßige Taktschlag der in den Dollen knarrenden Riemen verhallt im Nebel.

Rasch schreitet das junge Paar über den feuchten Sand dahin den frischen Fußspuren nach.

Einige hundert Schritte haben sie zurückgelegt, da — stoden beide mit einem Male. — Sind sie denn im Kreise gegangen?

„Das ist ja Wasser, Heinrich?“

„Ja, das ist Wasser,“ erwidert er betreten.

„Was hat das zu bedeuten, Heinrich?“ fragt sie ängstlich, „die Fußspuren führen doch hierher?“

„Da lehren sie aber auch wieder um, sieh nur, nach rechts. Ich weiß schon, wir sind doch zu weit links gekommen und an der Hut gelandet, von der das schmale Watt des Außenkoogs ziemlich weit in die See ausläuft. Ich glaubte wirklich vorhin den Hund zu hören; das muß freilich ein Irrtum gewesen sein. Also, nach rechts! — Lach doch, Kind, du machst ja das reine Totengräber-Gesicht! An dem kleinen Malheur ist unser Erzählen schuld gewesen, da habe ich doch nicht so gut aufgepaßt.“

„Ich weiß gar nicht, Heinrich, mir wird plötzlich so furchtbar bange, wollen wir nicht lieber das Boot zurückrufen?“

Heinrich ruft, um sie zu beruhigen, die hohlen Hände an den Mund haltend, kräftig: „Boot ahoi! Boot ahoi!“ Es antwortet aber nichts. Die beiden Alten hören ja nicht mehr gut.

„Laß nur Mädchen, es ist auch einerlei, und nun vorwärts!“

Hurtig, auf etwaige, das Watt durchschneidende Priele achtgebend, eilt er voran; sie folgt ihm, die Hand aufs Herz gepreßt. Er wendet sich wiederholt nach ihr um und macht Scherze über ihr Abenteuer, obgleich ihm innerlich ganz anders zumute ist.

„Halt! Gott im Himmel, wie ist das möglich!“ Beinahe wäre er wieder ins Wasser gelaufen. — Da ist eine Reihe von Fußtritten durcheinander, hier müssen Leute in ein Boot gestiegen sein!

„Heinrich,“ ruft das Mädchen entsetzt aus, „warum kommen wir schon wieder ans Wasser, wenn wir auf der Hul sind?“

„Warum? Oha, wir sind quer über das Watt weggegangen, statt in der Längsrichtung! Die Leute, die hier kurz vor uns gewesen sind, haben sich in der Landungsstelle geirrt wie wir; und hier ist der Ausgestiegene wieder in sein Boot gegangen, weil er jedenfalls keine Lust hatte, die weite Deichstrecke zu marschieren. Wir müssen uns einfach links halten, um endlich von diesem verdammten Watt herunter zu finden.“

Seine Ruhe beschwichtigt sie ein wenig, und sie folgt ihm wieder wie vorhin; dieses Mal gilt es, sich ohne Fußstapfen im Nebel zu orientieren.

Mehrere Minuten haben sie die neue Richtung verfolgt, es ist ihm siedendheiß geworden; gerade trodnet er die Schweißtropfen von der Stirn, da prallt er abermals zurück, und Lähmung befällt seine Glieder; ein gräßlicher, nicht auszudenkender Gedanke durchzuckt ihn und läßt ihn bis ins Innerste erbeben.

Mit dem Ausruf: „Jesus Christus, wieder Wasser!“ stürzt das Mädchen in die Knie. „Heinrich, lieber, guter Heinrich, wo sind wir?“

„Ich weiß nicht“, sagt er heiser. „Ruf, Luise, du hast eine helle Stimme, der Nebel trägt; dann bleib hier auf der Stelle, ich komme zurück.“

Sie hält ihn nicht und fragt nicht; ihr ahnt schon, was er feststellen will; sie erhebt sich, um zu schreien, und in Pausen tönt der schrille Notruf aus ihrem Munde; dazwischen hört sie stoßweise sein Ahoi.

Er läuft immer an der Wasserkante entlang, entgegengesetzt der Richtung, aus der sie eben kamen. Da ist eine Stelle, wo sie ans Wasser getreten waren. — Es würgt in seiner Kehle, bis er den Ruf heraus hat. — Nun mit hämmerndem Herzen und fliegendem Atem weiter! Es dauert ziemlich lange da — ein Funkenregen tanzt vor seinen Augen — da entdeckt er die Stelle, an der

sie ans Land stiegen! — Weiter! Und — plötzlich wirft sich der starke Mann wie ein hilfloses Kind nieder und krallt die Finger in den Sand: er ist an dem Punkt, den die Suchenden zuletzt verlassen, wo die Leute, die vor ihnen hier waren, sich wieder in ihr Boot begaben! — Er hat Gewißheit; das war zum Wahnsinnigwerden! — Kraft, Kraft! Er darf dem schwachen Mädchen seine Schwäche nicht zeigen, von seiner Ausdauer und Geistesgegenwart hängt vielleicht noch eine glückliche Wendung ab. Er erhebt sich, richtet sich tief aufatmend empor und reißt das Hemd an der Brust auf. Fuß für Fuß setzt er an der Wasserkante den kurzen Rest seines Weges langsam fort, und dieser Weg endigt bei Luise! Er ist rings um sie herumgegangen, genau am Wasser entlang, genau im Kreise, und der Kreis ist nun geschlossen, sie sind — mitten in der See!

Das Mädchen sieht ihn aus dem Nebel hervortauschen, und mit dem Aufkreischen: „Vater, Vater, zurück! zu Hilfe!“ bricht sie besinnungslos zusammen; in diesen Wechsel von hellster Lebensfreude zu unmittelbarer Todesgefahr war sie zu jäh hineingeschleudert worden.

Er legt ihr Haupt in seinen Schoß und beugt sich in wortloser Verzweiflung über sie; dann schlägt sie die Augen wieder auf und blickt verstört um sich.

„Heinrich, wir sind auf der Bordnner Platte! Streit es nicht ab, ich weiß es, das nützt ja nichts, ich weiß es gewiß!“

Er nickt stumm. Was hülfte hier noch eine Täuschung? — Luise springt auf, auch sie will sich nicht zaghaft beweisen.

„Meinst du, daß man von der Hallig aus uns sehen kann, wenn der Nebel aufhört?“

Er schüttelt den Kopf.

„Vom Hofe aus?“

„Ja, wenn es noch Tag bliebe. In der Dunkelheit können wir uns aber nicht bemerkbar machen; selbst wenn ich Streichhölzer bei mir hätte, würden sie zu schnell ausgeblasen, um nützen zu können. Eher mag unser Rufen gehört werden, solange der Wind nicht aufkommt und die See still bleibt. Ich rechne aber darauf, daß Vater umlehrt. Ein paar Stunden können wir uns immerhin mit Grund unter den Füßen halten.“

Dem Mädchen schaudert's. „Wie hoch steigt das Wasser über die Platte, Heinrich?“

„Bei ganzer Flut vielleicht sieben bis acht Fuß.“

„Und rund herum ist es überall tief?“

„Ja, überall tief.“

„Großer Gott! Wie konnten wir nur so weit abirren! Und diese unglücklichen Fußstapfen, die auch Vater sicher gemacht haben! Wenn wir ihn doch gebeten hätten, nur einen Augenblick zu warten!“

„Wer hätte das vorher wissen können, Rind! Eine derartige Stromversetzung konnte ihm gar nicht in den Sinn kommen; für so unverantwortlich nachlässig, wie ich es gewesen bin, hätte mich ja auch kein Mensch gehalten, niemand!“

„Ach, was helfen die Vorwürfe, Heinrich! Ich bin so gut schuld an dem Unglück wie du. — Unsere armen Eltern!“

Heinrich fühlt, wie sich ein Flor über seine Augen legt. Er hat dem Tode schon manches Mal nahe genug ins Antlitz geschaut, allein, er hatte den Streik eben sorglos wie ein Seemann und nur für seine Person ausgefochten; heute erst, da er das vergebliche Niederkämpfen der Verzweiflung in den Augen seiner Braut liest, da sein Arm ihren weichen, lebenswarmen Körper umschlingt, während er bereits die letzten Körner durch die Enge der Stundenuhr rinnen sieht, heute erst begreift er mit Grauen das Wort: Todesfürcht.

„Wir müssen ertrinken! Wir müssen ertrinken!“ bricht ihre hoffnungslose Klage aus. „Und du um meinetwillen! O, wenn du dich wenigstens retten könntest, Heinrich!“

„Faß dich, Luise! Noch ist nicht alles verloren; man wird uns vermissen so oder so, man wird vielleicht auch von euch aus nach uns suchen.“

„Ach, Heinrich, ich habe ja selbst gesagt, daß ich vielleicht die Nacht fortbliebe, damit sie nicht ängstlich werden sollten, wenn irgendwas die Abfahrt von der Hallig verzögern könnte. Nein, ein solches Unglück ist zu schrecklich!“

„Aber mein Vater, Luise! Verlaß dich drauf, er muß unbedingt bald seinen falschen Kurs merken und wird umkehren. Bis dahin müssen und werden wir uns halten. Ich habe Kräfte, Rind, und beim Himmel, ich schwör' dir, daß ich dich retten werde, wenn das Boot nur umkehrt; und es kommt, es kann gar nicht anders sein!“

„Schwör nicht, Geliebter; es kann nicht mehr rechtzeitig eintreffen, es hat Wind und See und Strom jetzt entgegen. Ich weiß, daß Gott mich nicht retten will.“

„Er will es doch, Luise!“

„Nein! Du kannst ja gut schwimmen; vielleicht kommst du mit der Flut hinüber. Versuch es, Geliebter, und überlaß mich meinem Schicksal.“

„Niemals, Luise! Wenn du stirbst, sterbe ich auch; ich wär' ja nicht wert, daß mich fortan die Sonne beschiene, wenn ich dich im Stich ließe! Außerdem hab ich auch nicht die entfernteste Möglichkeit, hinüber zu gelangen; es ist zu weit und das Wasser zu kalt. Ich würde kaum den halben Weg aushalten; sonst wäre ich schon fort, um Hilfe für dich zu holen. — Vater bleibt die einzige und

sichere Hoffnung, und für sie müssen wir uns schonen. Setz dich nun nieder, solange es noch angeht; wer weiß, wieviel Zeit du nachher stehen mußt. Ich will noch ein paarmal rufen; möglicherweise gelangt ein Laut zum Deich; vielleicht geht dort irgendein Mensch, der ihn hört.“

Und wieder ruft er in langen Zwischenräumen, zuerst kräftig, weithin schallend, dann mit rauher werdender Stimme schwach und schwächer, bis endlich Kehle und Lunge ihren Dienst versagen. — Nichts antwortet.

Zitternd kauert das Mädchen auf dem feuchten Sande; er setzt sich neben sie hin und hüllt ihr Tuch mit um sich herum. Die Schatten der Winternacht senken sich auf die See, und mit dem frühen Abend erhebt sich der den Nebel zerreißende Wind stärker, und die trübe Dämmerung wirft ihr letztes graues Licht auf das junge Menschenpaar, das, den Tod erwartend, auf der von dem steigenden Wasser umspülten Platte sitzt, stumm und regungslos; lauter nur wird das eintönige Konzert von Wind und Wellen.

„Wir hätten nach deiner Zurückkunft doch zum Abendmahl gehen sollen, Heinrich.“

„Das hätten wir wohl sollen, Luise.“

„Glaubst du fest an die Seligkeit, Geliebter, und daß wir uns gewiß wiedersehen werden?“

„Ja, daran glaube ich, aber wir werden noch nicht sterben.“

„Wir werden es, Heinrich; unsere Hochzeit wird im Himmel sein. Wenn nur — das Vorher erst vorüber wäre!“

„Unsre Hochzeit wird noch auf Erden gefeiert, mein heißgeliebtes Mädchen, verlier die Kraft nur nicht, das ist alles!“ Er liebkost sie zärtlich, und sie versucht dankbar zu lächeln.

Die Flut steigt langsam, langsam, aber unaufhaltsam. Jetzt glänzt der Sand zu ihren Füßen. Eine Welle spült um sie herum und zerrinnt. Entsetzt fahren sie auf: der Tod hat seinen ersten Birkel um sie gezogen. Sie flüchten sich nach der Mitte der Platte; aber das Wasser verfolgt sie, an ihre Sohlen spülend.

Der Nebel ist völlig zerstreut, ringsum geht die dunkelbrausende See mit Schaumköpfen; dort rechts die schwarze, geschwungene Linie ist der Deich. — Immer höher stürzen die Wogen übereinander und wälzen sich beutegierig gegen die rasch kleiner und kleiner werdende Bank. Klagend und seufzend fährt der Wind daher; er läßt die weißen Tücher der Verlassenen knitternd flattern, aber er enthüllt keinen Stern hinter den Wolken; der Himmel ist heute erbarmungslos.

Da blickt ein Licht vom Lande herauf, und gleich darauf ein zweites fern aus der See! Ach, es ist ja die Zeit, da die Lieben daheim auf dem Hofe und auf der Hallig in traulicher Stube die

Lampen anzünden. Guter Gott, ahnen sie nicht, daß in ihrer unmittelbaren Nähe der Tod grausam mit ihren Kindern spielt und nur schleunigste Rettung noch nützen kann! Ist es möglich, daß sie in demselben Augenblick freundlich und glücklich beieinander sitzen, in welchem das Feuerste, was ihnen auf Erden lebt, hilflos zugrunde geht, bloß weil ein erbärmliches Brettergesüße nicht zur Hand ist, wie es unbenutzt im Schuppen hinter dem Deiche ruht?

Und die Wogen stürzen höher und höher; sie bedecken die ganze Platte, sie reichen den in Nacht und Wasser Stehenden bis an die Knie, und der Schaum spritzt an ihnen hinauf und näßt ihnen das Gesicht.

„Laß uns beten, Geliebter,“ flüstert das Mädchen, „für unsre sündigen Seelen und unsre guten lieben Eltern, die sich so grämen werden.“

Nun betet er mit ihr alle Gebete, die sie noch wissen, und die Bibelsprüche und Gesangbuchverse, die auf solche Bezug haben, die sterben müssen; und dann entströmen ihnen angstvoll flehende Worte, unzusammenhängend, doch so inbrünstige, wie nimmer zuvor in ihrem Leben. Sie geloben Gott, alles, alles zu tun, was er irgendwie von Menschen verlangen könne, nur dieses einzige Mal möge er sie erretten, wenige Jahre nur! Und aus der brausenden See heraus, durch das Pfeifen des Windes, tönt leise und bebend der Choral von des Mädchens Lippen:

„Wenn ich einmal soll scheiden,  
So scheid nicht von mir;  
Wenn ich den Tod soll leiden,  
So tritt du dann herfür.  
Wenn mir am allerbängsten  
Wird um das Herze sein,  
So reiß mich aus den Ängsten,  
Kraft deiner Angst und Pein.“

Dann zieht trotz der Sterbege Gedanken ein trügerischer Trost in ihre Seelen, als ob sie nun den Himmel versöhnt hätten und dieser gar nicht anders könne, als ihnen die heißerflehte Hilfe bringen. Die Hilfe aber will sich nicht zeigen, und unter dem aufreibenden körperlichen Leiden entschwindet dem Mädchen wieder die erwachte Zuversicht.

„Vater ist sicher schon umgekehrt, Luise; wir sehen sein Boot, auch wenn es nahebei ist, nur vor den Wellen nicht. Sobald das Wetter aufklarte, hat er ja gewiß die Hallig ganz wo anders gesehen, als wo er sie erwarten mußte; er weiß genau, daß der Strom allein ihn nicht so weit aus der Richtung gebracht haben kann, sondern daß diese von vornherein falsch gewesen ist, und die beiden Alten werden sich auf Leben und Tod zu uns zurückarbeiten.“

Sie weint nur vor sich hin; ihre Zähne schlagen im Frostfieber heftig aneinander. „Die Beine und der Leib sind mir wie Eis, Heinrich, und die Füße schon so müde, ich kann bald nicht mehr stehn!“

„Du mußt dich noch halten, Luise, solange es irgend geht. Nachher nehm' ich dich auf den Arm, aber um deinetwillen darf ich dies nur im letzten Moment tun.“

So mahnt er, und doch ergeht es ihm bei der bis in die Knochen schneidenden Kälte kaum anders; gewaltsam preßt er die Zähne aufeinander, damit sie nicht mit so klapperndem Geräusch zusammenschlagen, wie die ihrigen.

Die Zeit verrinnt, schwärzer wird die Nacht, und das Mädchen steht schon bis über die Hüften in der heulenden, brausenden See.

Der letzte Glaube an Rettung und göttliche Barmherzigkeit schwindet auch ihm dahin mit dem Steigen des Wassers. Das Boot wird kommen, aber — es wird sie nicht mehr finden! — Er blickt auf die Geliebte, die ihren Kopf an sein klopfendes Herz birgt. Eine gräßliche Verzweiflung, eine Empörung sondergleichen überkommt ihn. „Allmächtiger, was haben wir getan?“ schreit es in ihm auf, „warum sollen wir in der Blüte unsrer Jahre gerade jetzt sterben? Was hat diese Unschuldige dir getan, daß du sie so schauderhaft umbringst?“ Und einen wilden Groll gebiert sein zuckendes Hirn wider die Vorsehung und gegen alles, was er in seinem Leben für heilig hielt. — Und doch! Vielleicht ist doch alles wahr, und sie sollen nur geprüft werden bis zur letzten, äußersten Qual, die ein Mensch zu ertragen fähig ist, und dann kommt doch noch die Rettung! „Herr, hör meinen Frevel nicht,“ ruft er, „versperr dein Ohr meinen Lästerungen, ich weiß nicht, was ich rede; es ist ja nicht um mich; hilf dieser nur, diesem armen, unschuldigen Kinde um deines gekreuzigten Sohnes willen!“

Erschöpft hält er inne in den rasenden Worten, die er zuletzt ohne Wollen laut ausgestoßen hat. Er kann nicht mehr sagen, was er will, aber er umklammert das schon halb bewusstlose Mädchen noch mit festen Armen. Die Wogen umspülen ihren Busen, und der Schaum tändelt mit dem schwimmenden Zipfel ihres Halstuches. Heinrich bedeckt ihre wirt wehenden Haare, ihr eisigkaltes Gesicht und ihre erstorbenen Lippen mit Tränen und Küssen, und es ist alles naß von der rinnenden Salzflut seiner Augen und der klatschend springenden der See.

Sie regt sich; sie stammelt: „Mein Vater, ist es möglich, daß dieser Kelch —“; doch es fehlt ihr die Kraft, fortzufahren. In verzweifelter Qual schlägt sie den Blick empor, und noch einmal flackert der verlöschende Wille auf: „Heinrich — lieber, ewig geliebter Heinrich! — Sterben! — Ich dachte es schon, es ist entsetzlich, so

zu sterben! Mich friert so, das nimmt mir die Kraft. Vergib mir, wenn ich immer nur an mich denke und dir die letzte Stunde noch schwer mache. — Ich könnte sonst auch für dich sterben — aber hier — im Wasser — in dieser Kälte — dieser Finsternis, wo man nichts hören kann — so Zoll für Zoll den Tod an sich hinaufkriechen zu fühlen — das ist zu viel — ich ertrag's nicht länger — laß mich fallen, Heinrich!"

Keinen Laut bringt er hervor, aber er preßt sie fester an sich.

„Laß mich — dort sind die Lichter — dort sitzen sie — lebt wohl, liebe Eltern — laß mich, Heinrich — oder komm gleich mit.“

Ihr Kopf sinkt zur Seite, die See brandet wild über ihre Schultern und schlägt über ihr zusammen. Fest stemmt er sich ein; er fühlt, wie der unter seinen Armen durchgehende Strom von der Seite und von hinten gegen ihn drängt. Jetzt ist die Zeit da, und er hebt das zum Tode erschöpfte Mädchen auf seine Arme. Nur knappe Minuten noch, und die See wird sie miteinander wegspülen und ertränken. Aber die Minuten sind endlos! —

Und horch! Ein Laut dringt zu ihm herüber, ein anderer wie der Schreckenston der unsinnigen Elemente. Das ist Rudertarren! Das ist Menschenlaut! — Eine unsagbare Wonne durchflutet ihn in aller Not, als ob er ein Kind wäre und die Thür zur Christbescherung täte sich auf.

„Luiße, Liebe, Süße! Rettung! Vater ist da!“

Sie rührt sich nicht, ihre Arme hängen herunter wie ihre nassen Haare; seine Muskeln müssen sich aufs äußerste spannen, um die Bürde zu halten.

Ein Ruf dringt herüber, und Heinrich antwortet; nicht laut mehr, aber es ist noch ein Schrei, der vielleicht bis zum Boote gehört wird. Das Wasser steht ihm bis an die Lippen und übergießt fast ununterbrochen von rückwärts seinen Kopf; er kann die vom salzigen Wasser äzend gebadeten Augen kaum noch öffnen, doch er denkt an nichts weiter, als den Mund der Geliebten so hoch über die Oberfläche zu halten, als er es imstande ist.

Schon stampft das Boot heran; blinzelnd glaubt er die Arme der beiden Männer und den breiten Schaum vor dem Bug zu erkennen, da — gähnt eine gewaltige, schaumgekrönte Sturzwelle bei ihnen auf; seine Füße verlieren den Grund, seine schwach gewordenen Arme vermögen das Mädchen nicht mehr zu halten, er sieht und hört nichts mehr, und die donnernd über ihnen zusammenbrechende Woge spült beide hinaus in das Chaos.

Eine Hand legt sich auf die Schulter des Wärters.

„Ablösung, Heinrich! Du träumst wohl noch bei dem Höllenlärm!“

Der Angeredete braucht einige Sekunden, um sich klar zu machen, was der andre will.

„Ja so, Wache versangen. Nein, laß nur, ich werde deine übernehmen. Leg dich wieder hin, ich kann heut doch nicht schlafen. Man hat manchmal so seine Gedanken.“

Der Kamerad läßt sich das nicht zweimal sagen. Vergnügt klappert er die in dem geschlossenen Raume trotz des Sturmgeheuls laut dröhnenden eisernen Stiegen hinunter zum Schlafraum.

Der einsame Wächter aber drückt die Stirn gegen die Scheibe, und, die Augen mit der Hand beschattend, starrt er wieder Stunde auf Stunde hinaus in die Nacht auf das in wahnwitziger Wut tobende Meer, den Riesenkirchhof, dessen ewig lichtlose und ewig schweigende Tiefe fern im Osten sein Glück auf Nimmerwiederssehen begrub.

